

Einige Schüler der 11. Klassenstufe des Goethe-Gymnasiums Ludwigsburg sitzen in einem Stuhlkreis und stellen einer jungen Frau interessiert Fragen. Sie besuchen den Seminarkurs „Gegen das Vergessen des Holocaust“, in den Hanna Veiler, die ehrenamtlich für das Projekt des Zentralrats der Juden „Meet a Jew“ arbeitet, eingeladen worden ist. Die schwarzhäufige 23-Jährige, die Kunstgeschichte und Französisch studiert, wurde in Weißrussland als Tochter jüdischer Eltern geboren und wanderte im Jahr 2005 mit ihrer Familie nach Deutschland aus.

„Ich war schon länger sehr aktiv in jüdischen Organisationen und habe zum Beispiel Ferienlager eines jüdischen Jugendzentrums betreut. Als dann das Projekt ‚Likrat‘, heute ‚Meet a Jew‘, wieder ins Leben gerufen wurde, hatte ich gerade mein Auslandsjahr in Israel beendet und wollte mich sehr gerne daran beteiligen“, sagt Hanna. Nebenbei ist sie Vizepräsidentin der jüdischen Studierendenunion Deutschlands und beteiligt sich an weiteren Projekten. „Ich bringe manchmal den Witz, dass ich bei der Deutschen Bahn Miete zahlen muss, weil ich so viel unterwegs bin. Viel Freizeit habe ich durch die zahlreichen Engagements nicht. Da man heutzutage per Handy oder Laptop ständig erreichbar ist, finden manchmal auch spontane Onlinemeetings statt.“

Das Projekt „Meet a Jew“ hat bundesweit rund 350 Ehrenamtliche und ging aus den Vorgängerprojekten „Likrat“ und „Rent a Jew“ hervor. Es steht unter der Schirmherrschaft von Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier und wird im Rahmen des Bundesprogramms „Demokratie leben!“ gefördert. Dabei mitmachen können jüdische Jugendliche und junge Erwachsene ab 14 Jahren. Sie werden an verschiedene nichtjüdische Einrichtungen wie Schulen, Sportvereine oder Universitäten vermittelt, berichten dort von ihrem Alltag als Juden in Deutschland und beantworten in einer ungezwungenen Gesprächsatmosphäre Fragen.

„Ich persönlich gehe sehr gerne an Universitäten und rede dort mit Studierenden, weil ich mich mit den Leuten dort auf einer Augenhöhe fühle. Meiner Meinung nach ist es am sinnvollsten, wenn beide Parteien möglichst gleich alt sind“, sagt Hanna.

Bevor die Freiwilligen eingesetzt werden, müssen sie Seminare besuchen, in denen ihr Wissen über das Judentum ergänzt wird und ihre kommunikativen Fähigkeiten gestärkt werden.

Standort Friedberger Straße 9 in Augsburg: Ein unscheinbarer, grauer Garagenhof, umgeben von einer zwei Meter hohen Mauer. Nicht schön, nicht hässlich. Funktionell. Keine Spur, nichts weist darauf hin, dass hier noch vor 76 Jahren eine prächtige Villa gestanden haben soll. „Wer wohnte hier? Wer lebte, arbeitete, existierte hier? Und was ist hier geschehen? Was ist mit den Menschen passiert, die aus dieser Straße ausziehen mussten?“ Diese grundsätzlichen Fragen stellen sich unvermeidlich, als die Schülerinnen an der Garagenmauer stehen und auf das Foto einer Villa blicken, das ihnen der Stadtarchivar Mario Felkl mitgegeben hatte. Die kleine Gruppe, Rebekka Graf, Hannah Lehmann, Maya Müller, Leonie Weise und Ornella Vargiu, damals Schülerinnen der Klasse 9a am Maria-Ward-Gymnasium und heute in der zehnten Klasse, nimmt gemeinsam mit ihrer Geschichtslehrerin Joanna Linse die Herausforderung an.

Sie begibt sich auf eine spannende Reise durch die Geschichte, bei der sie entdeckt, dass hinter diesem Haus eine besondere und tragische Geschichte steckt. Die Geschichte der Villa in der Friedberger Straße 9 beginnt 1910, als Louis Bernheimer (1875 bis 1942), ein erfolgreicher jüdischer Unternehmer, das Grundstück erwirbt, um den Sitz seiner sich rasch entwickelnden Firma dorthin zu verlegen. Schon im Jahre 1911 lässt er an der Stelle ein Haus erbauen, das die Räumlichkeiten der Firma beherbergt und auch viel Platz zum Wohnen bietet. Die Firma „Louis Bernheimer, Ingenieurbüro und Tiefbauunternehmen mit Installationsgeschäft“, in die auch Louis' Bruder Alfred (1877 bis 1947) als Teilhaber einsteigt, erfreut sich in Augsburg eines guten Rufes.

Die Familie behält aber nicht nur das Geschäft im Auge. Beide Brüder, begeistert von der Idee Herzls, eine jüdische Heimstätte in Palästina zu errichten, unterstützen angesichts der wachsenden Bedrohung viele junge Menschen auf dem Weg zur Auswanderung. In dem Haus in der Friedberger Straße 9, dem sogenannten Beth Chaluz, Haus der Pioniere, leben und lernen viele jüdische Auszubildende, bis sie nach Palästina auswandern dürfen. Die wachsende Überwachung und Gewalt gegenüber den jüdischen Mitbürgern, die sich seit der Machtübernahme der Nationalsozialisten wie eine Flut über Deutschland ausbreitet, verleitet Alfred Bernheimer dazu, alles aufzugeben und in ein fernes Land zu fliehen. Er und seine Familie können in den Vereinigten Staaten überleben. Louis Bernheimer, der wöglichlich zu lange an der Heimat, an seinem Unternehmen hängt und nicht diesen Mut hat, weiter als nach Frankreich zu gehen, ererbt das Schicksal der im Holocaust ermordeten Juden. Er und seine Frau Paula werden

Es gibt nichts Besseres

Studentin Hanna macht mit bei „Meet a Jew“ und wird gehört.



Wachsam bleiben

Viele Menschen haben Hemmungen, mit Juden zu reden. Hanna hilft ihnen.

Einst stand dort die Villa: Schülerinnen erinnern an eine jüdische Familie.

Junge Freiwillige helfen im Pflegeheim von Ma'alot Opfern des Holocaust.



Erinnern an Bernheimer

Für ihr Projekt Jewish Traces sind Augsburger Schülerinnen mit dem Rolf-Joseph-Preis ausgezeichnet worden.



„Man sollte eine Art von aktivem jüdischen Leben führen, falls man daran teilnehmen will. Auf den Seminaren wird das religiöse Wissen aufgefrischt, und man lernt, dies pädagogisch gut zu vermitteln. Wichtig ist auch, seine eigene Position zu kontroversen Themen, die immer wieder aufkommen, zu finden, um auf jegliche Fragen antworten zu können“, betont Hanna. Dabei müsse einem unter anderem klar werden, warum man sich dafür engagiere. „Ich selbst lebe meinen Glauben hauptsächlich mit einer Gemeinschaft beziehungsweise mit Freunden oder Bekannten aus. Meine Familie ist allerdings überhaupt nicht religiös, weswegen ich mit denen nicht feiern kann.“

Die Nachfrage nach dem Projekt ist groß, weshalb man ständig auf der Suche nach neuen Freiwilligen ist. Im vergangenen Jahr fanden mehr als 300 Begegnungen statt, eine deutliche Steigerung zum Vorjahr. Die meisten Anfragen kommen aus Nordrhein-Westfalen, zumal sich dort prozentual die meisten Schulen befinden. Die Begegnungen erfolgen in einem Austausch auf Augenhöhe, wobei das Ziel ist, Vorurteile und vorgefestigten Bildern vorzubeugen und zu zeigen, dass Juden ganz „normale“ Menschen sind. Wichtig sei, eine jüdische Person überhaupt einmal kennenzulernen und somit jüdischem Leben in Deutschland ein Gesicht zu geben, da die meisten Personen im Alltag gar keine Juden kennen.

„Um mit jüdischem Leben in Deutschland in Berührung zu kommen, muss man selbst aktiv werden. Wir sind sehr wenige an der Zahl, und der Großteil von uns sieht aus wie alle ‚anderen‘. Manche Menschen wissen daher gar nicht, dass es in Deutschland überhaupt noch Juden gibt.“ Problematisch sei die mediale Darstellung von Juden, da jüdisches Leben keineswegs authentisch

dargestellt werde, sondern sehr orthodox. Oft werde das Judentum ausschließlich in Verbindung mit negativen Themen wie dem Holocaust oder Antisemitismus gebracht. „Die ganze Vielfalt von jüdischem Leben ist sehr schwer greifbar, wenn man sich nicht selbst damit beschäftigt hat. Genau diese zu vermitteln gehört zu unserer Arbeit dazu.“

Es ist herausfordernd, ständig auf neue Gesichter zu treffen und nie genau zu wissen, was einen erwartet. „Anfangs hat es natürlich Überwindung gekostet, aber man gewöhnt sich schnell daran. Ich mache diese Arbeit ja, weil ich etwas bewirken will. Mir ist es wichtig zu zeigen, dass es normal ist, als Jude in Deutschland aufzuwachsen. Ich möchte, dass meine Kinder später einmal ihre Daseinsberechtigung nicht ständig wie ich hinterfragen müssen und in einen Identitätskonflikt geraten.“ Sie merke das bei sich selbst. „Ich brauche kein nationales Bekenntnis zu einem Land. Ich bin in Belarus geboren und in Deutschland aufgewachsen und Jüdin. Ich war schon immer etwas dazwischen und werde das auch immer sein.“ Viele Leute hätten noch Hemmungen, mit Juden zu sprechen. „Häufig trauen sich die Leute gar nicht, uns als jüdisch zu bezeichnen. Wir fühlen uns dadurch leider sehr exotisiert und ‚anders‘. Ich glaube, da gibt es noch viel Arbeit.“

Durch ihre ehrenamtliche Arbeit steht Hanna wie andere Freiwillige für das Projekt in der Öffentlichkeit. „Das war definitiv eine bewusste Entscheidung. Als Folge davon werde ich regelmäßig online beleidigt, oder mir wird gedroht. Man darf das auf keinen Fall unterschätzen, ich habe aber das Gefühl, dass wir selber den Mund aufmachen müssen und für uns selber eintreten müssen, weil es sonst keiner für uns tun wird“, stellt Hanna abschließend klar.

Ihr Besuch wurde als positiv wahrgenommen. Benjamin Färber, 36 Jahre alt und einer der beiden Seminarkurslehrer, betont: „Das Thema ist unfassbar wichtig, da es immer aktuell und relevant ist. Die Einblicke sind sehr gut und auf Augenhöhe, da gibt es praktisch nichts Besseres. Ich denke, bei den Schülern kam es gut an, was man an den interessierten Nachfragen gemerkt hat. So etwas bleibt in Erinnerung, ich empfehle eine solche Begegnung dringend für jeden Geschichtsunterricht.“

Daniel Rief
Goethe-Gymnasium, Ludwigsburg



Illustration von Zubinski

vor weniger als hundert Jahren Menschen gelebt haben, die das grausamste Schicksal erleiden mussten. Für das Projekt Jewish Traces sind die Augsburger Schülerinnen mit dem ersten Preis beim Rolf-Joseph-Wettbewerb ausgezeichnet worden, der ihnen während eines Festakts im Jüdischen Museum Berlin verliehen wurde. Während des Aufenthalts in Berlin ist den Preisträgerinnen bewusst geworden, dass Juden auch heute noch extremem Hass ausgesetzt sind und dass Antisemitismus nicht nur ein Thema der Vergangenheit ist, sondern leider immer noch aktuell.

„Wie kann man anderen Menschen so etwas antun?“, eine Frage von Rebekka Graf gestellt, wird durch Leonie Weise ergänzt: „Weshalb werden noch immer Jüdinnen und Juden in Deutschland nicht akzeptiert?“ Ist Antisemitismus eine Krankheit, eine Seuche, ein Virus, der immer wieder aufflammt, um sich greift und deshalb immer wieder bekämpft werden muss, Jahr für Jahr, Epoche für Epoche, ein immerwährender Kampf – gegen das Vergessen, gegen die Boshaftigkeit, gegen die Sturheit ... Auch ohne klare Antwort versucht die kleine Gruppe aus der Geschichte zu lernen und gibt die Erkenntnisse weiter, an die, die sich interessieren und an dem Projekt weiterarbeiten, und hoffentlich auch an jene, welche sich noch nicht interessiert haben; ein Schweigen wäre gefährlich, ein Verstummen wäre fatal. Zurück in Augsburg. Ein unscheinbarer Garagenhof, mit einer hohen Mauer. Nicht schön. Nicht hässlich. Wie man sich doch täuschen kann.

Joanna Linse für die Preisträgergruppe,
Maria-Ward-Gymnasium, Augsburg

1942 aus dem französischen Drancy nach Auschwitz deportiert und höchstwahrscheinlich gleich nach ihrer Ankunft vergast. „Die Geschichte der Familie hat uns innerlich sehr berührt“, sagt Ornella Vargiu, die das Schicksal der Familie in Zeichnungen verarbeitet, „wir haben mit ihnen gefeiert, gehofft und gelitten“. Ihre Mitschülerin Maya Müller ergänzt: „Und jetzt werden sie nicht mehr vergessen, weil wir durch unsere Recherchen das Leben und Leiden von Louis Bernheimer zusammentragen und im Online-Gedenkbuch der Stadt Augsburg veröffentlichten konnten. Außerdem wollen wir ein Erinnerungsband für ihn und seine Frau errichten. So kann jeder, der an der Friedberger Straße 9 vorbeigeht, die Geschichte des Ehepaars Bernheimer erfahren.“

Die Mädchen möchten vor allem aber eines: Alle dazu ermutigen, mit wachen Augen durch die Welt zu gehen. Das Schicksal von so vielen jüdisch-deutschen Menschen lässt sich zwar in der Vergangenheit verorten – es wirkt aber in die Gegenwart, dies ist deutlich spürbar und wichtig. Es genügt schon, sich ein Stück von dem Schulgebäude wegzubewegen, um auf Erinnerungsorte zu stoßen, in denen

Frankfurter Allgemeine
ZEITUNG IN DER SCHULE

Verantwortlich: Dr. Ursula Kals

Pädagogische Betreuung:
IZOP-Institut zur Objektivierung von Lern- und Prüfungsverfahren, Aachen
Ansprechpartner:
Norbert Delhey

An dem Projekt „Jugend schreibt“ nehmen teil:
Aachen, St. Ursula Gymnasium • Aschaffenburg, Karl-Theodor-v.-Dalberg-Gymnasium • Backnang, Max-Born-Gymnasium • Bad Bergzabern, Gymnasium im Alfred-Grosser-Schulzentrum • Bad Kreuznach, Lina-Hilger-Gymnasium • Bad Pyrmont, Humboldt-Gymnasium • Baden-Baden, Markgraf-Ludwig-Gymnasium • Bergen auf Rügen, Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasium • Berlin, Anna-Freud-Oberschule, Droste-Hülshoff-Gymnasium, Eckener-Gymnasium, Staatliche Ballettschule Berlin und Schule für Artistik, Wilma-Rudolph-Oberschule • Bielefeld, Brackweder Gymnasium • Bilbao (Spanien), Deutsche Schule • Braunschweig, Wilhelm-Gymnasium • Cottbus, Pücklergymnasium • Dresden, Berufsfachschule für Sozialwesen • Dürresheim, Wilhelm-Hausenstein-Gymnasium • Eisenach, Martin-Luther-Gymnasium • Emmendingen, Goethe-Gymnasium • Eppelheim, Dietrich-Bonhoeffer-Gymnasium • Eschwege, Oberstufengymnasium • Frankfurt am Main, Helene-Lange-Gymnasium, Otto-Hahn-Schule, Ziehschule • Freiburg, Droste-Hülshoff-Gymnasium, Wentzinger-Gymnasium • Freigericht, Kopernikuschule • Friedrichroda, Perthes-Gymnasium • Friedrichshafen, Claude-Dornier-Schule • Fulda, Marianum • Geisenheim, Internatsschule Schloss Hansenberg, Rheingauschule • Gelnhausen, Grimmelshausen-Gymnasium • Gernersheim, Johann-Wolfgang-Goethe-Gymnasium • Göttingen, Felix-Klein-Gymnasium, Max-Planck-Gymnasium • Großkrotzenburg, Franziskanergymnasium Kreuzburg • Grünheide, Docemus Campus • Hamburg, Ebert-Gymnasium, Marion-Dönhoff-Gymnasium • Heubach, Rosenstein-Gymnasium • Hildesheim, Scharnhorstgymnasium • Hohen Neuendorf, Marie-Curie-Gymnasium • Icking, Günter-Stöhr-Gymnasium • Kaarst, Georg-Büchner-Gymnasium • Kaiserslautern, H.-Heine-Gymn. (Sportgymnasium) • Karlsruhe, Tulla-Realschule • Kassel, Friedrichsgymnasium • Kempten, Allgäu-Gymnasium • Kenzingen, Gymnasium • Kielce (Polen), 6 Liceum Ogólnokształcące • Koblenz, Görres-Gymnasium • Köln, Elisabeth-von-Thüringen-Gymnasium, Fachschule für Agrarwirtschaft der Landwirtschaftskammer NRW • Koprivnica (Kroatien), Gymnasium „Fran Galovic“ • Leutkirch im Allgäu, Hans-Multscher-Gymnasium • Linz am Rhein, Martinus-Gymnasium • Ludwigsburg, Goethe-Gymnasium • Lunzenau, Evangelische Oberschule • Mainz, Bischöflich Willigis-Gymnasium, Rabanus-Maurus-Gymnasium • Mayen, Megina-Gymnasium • München, Asam-Gymnasium, Städtisches Louise-Schroeder-Gymnasium • Münsterstadt, Johann-Philipp-von-Schönborn-Gymnasium • Nantes (Frankreich), Lycée des Bourdonnières • Neumünster, Immanuel-Kant-Schule • Nürnberg, Johannes-Scharrer-Gymnasium • Offenbach, Albert-Schweitzer-Schule • Offenburg, Kaufmännische Schule • Ogulin (Kroatien), Gymnasium Bernardina Frankopana • Oldenburg, Cäcilienchule • Plauen, Lessing-Gymnasium • Porto (Portugal), Deutsche Schule • Ptuj (Slowenien), Gymnasiums Rheinbach, Sankt Joseph Gymnasium • Rosenheim, Karolinen-Gymnasium • Saarbrücken, Ludwigs-Gymnasium • Schlüchtern, Kinzig-Schule • Schorndorf, Johann-Philipp-Palm-Schule • Schwäbisch Gmünd, Parler-Gymnasium • Sofia (Bulgarien), Galabog-Gymnasium • Speyer, Hans-Purmann-Gymnasium • Stuttgart, Evang. Heidehof-Gymnasium • Trier, Berufsbildende Schule für Ernährung Hauswirtschaft Sozialpflege • Trogen (AR), Kantonschule • Weinheim, Johann-Philipp-Reis-Schule • Weinstadt, Remstal-Gymnasium • Weitzikon (Schweiz), Kantonsschule Zürcher Oberland • Wetzlar, Theodor-Heuss-Schule • Wiesbaden, Friedrich-List-Schule • Würzburg, St.-Ursula-Gymnasium • Zagreb (Kroatien), III Gimnazija Zagreb • Zürich (Schweiz), Kantonsschule Zürich Nord

Nur Liebe heilt

Das Beth-Elieser-Heim für deutsche Juden in Israel

Inmitten eines beschaulichen Wohngebiets führt eine Einfahrt zu zwei hellgelben Gebäuden. Rechts steht ein längliches mit Flachdach, links ein mehrstöckiges Haus mit roten Ziegeln. Es gibt viele Olivenbäume, Palmen und pinke Bougainvilleen. Ungewöhnlich wird es, wenn man sich mit dem beschäftigt, was hier in Ma'alot, einer Stadt im Norden Israels, seit 1984 aufgebaut wurde. Der christliche, in Maisenbach bei Bad Liebenzell ansässige Verein Zedakah e.V. gründete damals in Israel ein Pflegeheim für Juden, die den Nationalsozialismus überlebt haben. Zedakah ist das hebräische Wort für Wohltat. Damit definieren die Verantwortlichen ihr Anliegen. Als Christen und Deutsche, als die „größten Feinde von Israel und den Juden in der Geschichte“, sähen sie aus ihrer religiösen Überzeugung heraus den Auftrag, dort Gutes zu tun, erklärt der stellvertretende Vorsitzende Frank Clesle.

An einem normalen Arbeitstag unterscheidet das Beth Elieser, was so viel wie Haus „Gott ist meine Hilfe“ bedeutet, nichts von gewöhnlichen Pflegeheimen. So gehören zu den alltäglichen Aufgaben von Renate Hirrlie die Pflege der Bewohner mit Waschen und Duschen, Medikamentenverteilung und Hilfe beim Essen, die Organisation und das Putzen. Die 39-jährige deutsche Krankenschwester arbeitet seit fünf Jahren hier und hat auch die israelische Anerkennung zur Krankenpflegerin. Als Langzeitmitarbeiterin ist Renate Hirrlie auch für die restlichen Mitarbeiter der Station zuständig. Die meisten von ihnen sind keine Fachkräfte, denn ein Großteil der Arbeit von Zedakah wird von freiwilligen Mitarbeitern getragen.

Nach einer ausführlichen Bewerbungs- und Vorbereitungsphase kommen diese meist für ein Jahr nach Ma'alot. Dort leben alle Mitarbeiter, Festangestellte und Freiwillige, in einer engen Gemeinschaft. Diese Lebens-, Glaubens- und Dienstgemeinschaft ist für Renate Hirrlie ein wesentliches Kennzeichen von Zedakah. Gemeinsame Mahlzeiten, Wohnen im Doppelzimmer und Andachten gehören genauso wie der praktische Dienst zu einem Freiwilligeneinsatz. Ein Muss sind unter normalen Umständen auch Ausflüge durch ganz Israel, um Land und Leute kennenzulernen. Wenn sich die Volontäre am richtigen Platz fühlen, entscheiden manche, ihren Dienst länger einzubringen. So auch die 26-jährige Friederike Gehring, die aufgrund der Mitarbeiternot durch die Corona-Krise ein halbes Jahr länger als geplant blieb. In der schwierigen Corona-Situation wurde die Krankenpflegerin stark eingespannt und berichtet, sie habe nicht erwartet, dass sie so an ihre Grenzen kommen und herausgefordert werden würde.

Trotz solcher Schwierigkeiten und Rückschläge haben die Mitarbeiter im Vertrauen auf ihren Glauben einen besonderen Ort aufgebaut – in einer Umgebung, wo nachts die Schakale heulen und der Bunker unter der Erde zum Schutz vor Luftangriffen aus dem nahen Libanon eine Selbstverständlichkeit ist. Für die Mitarbeiter ist es das Wichtigste, egal unter welchen Umständen, die Bewohner im Beth Elieser als wertvolle, individuelle Menschen zu betrachten und zu behandeln. Dadurch entwickeln sich teilweise tiefe persönliche Beziehungen. Auch wenn manche der Pflegebedürftigen zunächst abweisend reagieren, Renate Hirrlie erzählt von einer Frau, die sich zuerst ablehnend verhielt und sagte, sie spreche nicht die Sprache von Hitler. Heute haben die beiden eine besonders gute Beziehung. Die Mitarbeiter spüren, wie ein Stück weit Versöhnung und Heilung für die Überlebenden möglich sind. Laut Renate Hirrlie können die tiefen Wunden nicht durch die Zeit geheilt werden, höchstens durch Liebe, wie sie sie im Pflegeheim zu leben versucht.

Die Wertschätzung für die Heimbewohner zeigt sich in vielen Elementen der Tagesgestaltung: Vom Beschäftigungsprogramm über die Feier zum Sabbat-Eingang am Freitagabend bis zu großen Festen an jüdischen Feiertagen gibt es einige Lichtblicke. Am Freitagabend feiern jüdische Bewohner, überwiegend christliche Mitarbeiter und ihre Kinder sowie Gäste zusammen mit Festessen und Gesang. Die großen Feiertage werden mit den Angehörigen im gepflegten Garten unter Granatapfel- und Grapefruitbäumen gefeiert. Volontärin Friederike Gehring berichtet, wie die Bewohner bei der festlichen Atmosphäre der Feiern aufleben. Zedakah hat die klare Einstellung, niemanden zu missionieren. Die Bewohner leben ihren jüdischen Glauben und ihre Traditionen. Dazu gehört natürlich auch eine Küche, die unter der Kontrolle eines Rabbiners koscheres Essen zubereitet.

Aber es ist ein Altenheim für Überlebende des Nationalsozialismus. So zählen für Clesle herausfordernde Begegnungen mit schweren Schicksalen dazu. Wenn die Bewohner von Träumen geplagt werden, sieht Renate Hirrlie sich immer wieder hilflos danebenstehen. Den Mitarbeitern merkt man die Hingabe für die Arbeit an. In Israel leben mehr als 160.000 Überlebende der Shoah. Zedakah plant einen Erweiterungsbau: anstatt der jetzigen 24 Betten noch 48 für neue Bewohner. Ein Ort, so sagt Frank Clesle, „wo sie statt Hass Liebe erfahren sollen, statt Verachtung Wertschätzung, statt Ablehnung Annahme“.

Debora Kopp
Evangelisches Heidehof-Gymnasium, Stuttgart